Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 11 (1907-1908)
Heft: 5

Artikel: Brüderchen und Schwesterchen
Autor: Adelung, Sophie von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663221

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Brüderchen und Schwesterchen.

Von Sophie von Adelung, Stuttgart.

Nachdruck verboten.

Prinzessin Gotlinde zu Wolfenscheydt-Remsbach sitzt in ihrem Empirezimmer; sie ist in ein tadelloses Schneiderkostüm aus elfenbeinfarbenem Loden gekleidet. Ihr gegenüber, ihre Mutter, die Gräfin Arnsberg, hat ein behagliches, schwarzes Gewand an, halb Reformkleid, halb Morgenrock, von oben bis unten in feinen Plisseefältchen und mit reicher echter Spitze und lila Schleifenbüscheln verziert. Alles das ist sehr vornehm, sehr elegant, aber mit einer gewissen unbewußten Eleganz. Bei allem, so auch bei der Anordnung des behaglichen Gemaches, hat das Geld nirgends die aufdringliche Rolle gespielt, wie bei den Neueinrichtungen der modernen Reichen. Es ist da — freilich, — aber nur im Hintergrunde, als diskretes Mittel zum Zweck. Überall ruhige Linien, matte, zum Teil etwas verblaßte Töne, dunkle Teppiche, ein paar gute Bilder an der Wand, darunter ein Feuerbach, ein Böcklin und mehrere Lenbachs; viel Blumen in durchsichtigen Kristallschalen, alles in ruhiges Licht gebadet, das durch hohe, halbverhüllte Fenster fällt. Im Kamin brennt ein lustiges Feuer, denn es ist Oktober und draußen schon kühl. —

Wie gemütlich ist es doch bei euch!" Die Gräfin gähnt leise vor Behagen und streckt die immer noch hübschen, wohlbeschuhten Füße unter dem Saume des Kleides hervor. „Und welcher Unterschied zwischen hier und Berlin! Die ländliche Stille, die reizende Umgebung, das schöne Heim .... Schade nur, daß Konstantin erst am Montag zurückkehrt. Deine Kinder, Linda, die sind einfach entzückend; ich habe sie ja eigentlich nicht mehr gesehen, seit ich Beatrix aus der Taufe hob, und doch sind sie von der ersten Stunde meines Hierseins an so zutraulich mit mir, als wären wir alte Bekannte."

„Ja, sie sind nett," sagte die junge Frau einfach, aber in dem einen Worte „nett" liegt eine ganze Welt von Mutterglück und Mutterliebe.

„Heino ist zu reizend — à propos, warum nennt ihr sie nicht Heino und Beatrix — zwei so hübsche Namen —, sondern immer nur „Brüderchen" und „Schwesterchen"?"

„Sie haben sich selber so genannt", sagt die junge Frau lächelnd. „Als Beatrix auf die Welt kam, war sie für Heino nur das langersehnte „Schwesterchen", und Heino wurde für sie nach und nach das „Brüderchen". Du hast keine Ahnung, Mama, welche Despoten solche kleine Menschenkinder sind; sie können nicht nur eine Kinderstube umorgeln, so daß man sich selber nicht mehr darin kennt, sondern das ganze Haus und uns Erwachsene dazu. Was sie wollen, das geschieht, und widersetzte sich dem auch die ganze Welt. Und ich bin doch gar keine schwache Mama," fügt sie mit einigem Stolz hinzu; „ich bin im Gegenteil sehr konsequent."

„Heino und Beatrix sind beide so anschmiegend, so weich und zärtlich," meint die Gräfin: „Verzeih, mein Herz, ich bin so gewohnt, in meinen Briefen deine Kinder bei ihren Namen zu nennen, daß mir „Brüderchen" und „Schwesterchen" noch nicht geläufig ist — was ich meine, ist: sie sind so liebenswürdig und fein angelegt und haben etwas durch und durch Aristokratisches. Alles Derbe, Unzarte ist ihnen völlig fremd. Es muß leicht sein, sie zu lenken."

„Nun, ganz so leicht, wie du meinst, ist es eben auch nicht; Brüderchen hat seinen Kopf, und Schwesterchen macht ihm alles nach."

„Aber der Kleine ist von einer Anmut, die Einen bezaubert," beharrt die Gräfin. „Gestern z. B., wie ich ihn an mich drücke, ihn liebkose und sage: „Ich weiß jemand sehr, sehr Liebes — wer ist das wohl?" — Was meinst du, was er mir antwortet? „Du, und die Mama," und doch wußte der kleine Schelm ganz gut, wen ich meine."

„Ja, sie sind lieb," wiederholt Prinzessin Gotlinde. „Und hier auf unserem einsamen Schlosse kann man sie so fern halten von allem Gemeinen, Häßlichen. Mir bangt jetzt schon vor der Zeit, wo Brüderchen in die Schule gehen wird. Denn Konstantin besteht fest darauf: er muß aufs Gymnasium. Wie viel Unarten bringen die Knaben da oft mit nach Hause — vom bekannten Schulduft und von blauen Flecken gar nicht zu reden! Ja, wir haben es sehr gut auf Schloß Wolfenscheydt", fährt sie gedankenvoll fort: „Angenehme Nachbarfamilien, die schöne Gegend und unser schönes Familienglück: Mutter, ich bin sehr reich!"

„Gott sei dafür gedankt," sagt mit bewegter Stimme die Gräfin und reicht der Tochter die Hand. In diesem Augenblick sind sie nicht Mutter und Tochter, sondern zwei glückliche Frauen und Freundinnen.

„Horch, das sind die Kinder!" sagt die junge Frau aufspringend. „Ich hatte sie mit Mademoiselle in den Park geschickt. Nun sind sie zurückgekehrt," und sie eilt an die Türe. „Weißt du Mama, was mich ganz besonders freut," sagt sie noch von dort aus: „Brüderchen hat jetzt schon ein ganz ausgesprochenes Gefühl für alles Ästhetische. Würdest du es glauben? Er sagte, als das Eßzimmer kürzlich mit dem neuen Brokat ausgeschlagen wurde: „Mama, früher gefielen mir die Wände besser; sie waren so sanft" und er hat recht; der Ton des alten, verblaßten Stoffes war eine viel bessere Folie für unsere Bilder."

„Die Kinder haben Rasse. Ja, sie sind entschieden aristokratisch. Aber gar zu mädchenhaft würde ich den Buben doch nicht erziehen."

„Da sei ohne Sorge, Mama. Ein richtiger Bub wird er dennoch. Aber es freut mich, daß Mademoiselle so ein feines Mädchen ist; von ihr lernen die Kinder gewiß nichts Unrechtes, und sonst kommen sie ja mit niemand zusammen. Konstantin meint zwar, es würde ihnen nichts schaden, wenn

sie hier und da mit den Bauerskindern spielten; aber dazu kann ich mich nicht entschließen. — So, da sind wir —" und die junge Frau öffnet die Türe, um zwei kleine Gestalten hereinzulassen, Heino, dunkel und kurzgeschoren, im violetten Sammtkittelchen, die kleinere Beatrix in einem weißen gestickten Hängerkleidchen, die blonden Locken vom Winde zerweht.

„Ihr habt doch euere warmen Mäntelchen angehabt?" frägt die Mutter.

„Mais oui, votre Altesse," beeilt sich die Mademoiselle zu sagen, die nach den Kindern eintritt: „Mais ce cher Eino hat mir absolument nicht folgen wollen."

Die Mutter sieht den Jungen an, aber das Mahnwort erstirbt auf ihren Lippen. So „bubig" sieht er aus, so trotzig und ehrlich zugleich sind die großen, grauen Augen, der frische Kindermund. Die Hände hinter dem Rücken, wie es sein Papa zu tun pflegt; ein Fältchen zwischen den Brauen, wie von tiefem Nachdenken, so geht er wichtig im Zimmer auf und ab, während Beatrix, an der Mutter Knie geschmiegt, sorgfältig eine späte Chrysanthemumblüte in winzige Stückchen zerpflückt.

„Nun, ihr seid ja so stumm?" frägt die Großmama liebevoll und streichelt Beatrix' seidenweiche, zerzauste Löckchen. „Es war doch gewiß schön draußen?"

Beatrix nickt, ganz in ihr Zerstörungswerk vertieft. Aber Heinos Brauen ziehen sich noch fester zusammen; sein ganzer kleiner Körper nimmt eine strammere Haltung an und plötzlich stößt er laut und vernehmlich das Wort: „Saukerl!" zwischen den Zähnen hervor.

Die Gräfin und die Prinzessin sehen sich entsetzt an. Haben sie recht gehört? Ist so etwas möglich?

„Was hast du gesagt?" frägt die Mutter in scharfem Tone.

„Saukerl", sagt Heino zuversichtlich, und nun kommt auch aus Schwesterleins zarten Rosenlippen ein schwach gelispeltes: „Sauker . . ."

„Aber, Kinder!!" Die Prinzessin blickt erstarrt von dem einen zum andern. „Wie kommt ihr denn zu solch einem abscheulichen Wort? — Mademoiselle —" sie wendet sich, Erklärung suchend, an diese.

„Mais, votre altesse, ich weiß wirklich nicht, wo Brüderken dieses häßliche Wort aufgeschnappt hat . . . Ich kenne es selbst nicht . . . Madame la Princesse können überzeugt sein . . ."

„Saukerl!" sagt jetzt Heino noch einmal mit der dem Knaben eigenen Beharrlichkeit, und Beatrix echot ganz leise, kaum hörbar: „Saukerl!"

„Kinder, das ist ja unerhört! Wenn ihr das entsetzliche Wort noch einmal sagt, so geht ihr augenblicklich hinaus und kommt nicht wieder zu Mama und Großmama, bis ihr ganz, aber ganz artig seid."

Heino hängt den Kopf. Nicht bei Mama in ihrem hübschen Zimmer mit den Sachen sein zu dürfen, ist für ihn die härteste Strafe. Dann hebt er ihn wieder mit einem Zug von entschlossener Härte und wiederholt „Saukerl!"

„Nun ist's aber genug!" Die junge Mutter errötet vor Scham und Zorn. „Sogleich geht ihr ins Kinderzimmer. Später komme ich hinüber zu euch, und dann will ich schon herausbringen, woher meine Kinder so etwas Abscheuliches, Gemeines herhaben. Und daß unterdessen keines von euch das häßliche Wort noch ein einziges Mal ausspricht — hört ihr? Und nun geht!"

Wenn Mama in diesem Tone spricht, gibt es kein Widerreden, das wissen die beiden kleinen Sünder. Mademoiselle, erschreckt und verwirrt, nimmt sie an der Hand und führt sie zur Tür. An dieser dreht sich Beatrix um, lächelt, hängt das Köpfchen, während dicke Tränen in ihre blauen Augen steigen, und lispelt noch einmal ganz leise: „Saukerl!"

Es ist zu arg. Die Tür schließt sich hinter den Missetätern, und die Prinzessin beißt sich schweigend auf die Lippen; das also ist die „vornehme Anlage", das „Aristokratische", der „Widerwille gegen alles Häßliche, Schmutzige", von denen vorher die Rede war, und das gerade vor ihrer Mutter, der sie ihre Kinder nur in allerbestem Lichte zeigen wollte! — Dann plötzlich bricht sie in krampfhaftes Lachen aus: Heino war zu urkomisch vorhin in seiner unwirschen, männlichen Kraftäußerung.

„Nun, Mama, du siehst jetzt selbst: gar zu wohlerzogen sind sie noch nicht", bemerkt sie ärgerlich.

„Aber ein solches Wort! Wo sie das nur herhaben mögen?"

„Ich kann es mir nicht denken", sagt die junge Frau, und beide schweigen; ein gewisser Mißton hat sich in das eben noch so behagliche, harmonisch-schöne Gemach eingeschlichen.

Eine Stunde später kommt die Prinzessin in das Kinderzimmer, wo die Kleinen mit Bauhölzern spielen.

„Laß das, Heino, komm her zur Mama."

Wenn diese ihn „Heino" nennt, ist sie sehr ernst gestimmt, das weiß der Kleine. Verdrossen wirft er seinen fast vollendeten Turm mit lautem Krach zusammen und kommt, mit hängender Unterlippe, auf die Mutter zu.

„Woher hast du das häßliche Wort, das du vorhin sagtest?"

Schweigen. Heino scharrt zuerst mit dem linken Fuß, dann mit dem rechten.

„Nun?"

„Das ist kein häßliches Wort, es gefällt mir: Saukerl."

„Aber, Heino, Heino! Das ist ja ganz abscheulich! Wann hast du Papa oder Mama solch ein Wort jemals sagen hören? Pfui, schäme dich, so unge-

zogen zu sein! Das ist häßlich, sehr häßlich! Habt ihr mit den Kindern vom Schreinerhannes gespielt, was ich euch so oft verboten habe?"

„Nein, Mama."

„Nun, dann, woher habt ihr es?"

Heino schweigt und scharrt immer noch verlegen, dann schaut er verstohlen nach Schwesterchen hinüber und dieses ruft vergnügt mitten in seinen Bauhölzern: „Saukerl!"

Die Mutter ist ganz entsetzt. „Heino, Beatrix — versteht ihr mich? Ich verbiete euch, dies Wort noch ein einzigesmal zu sagen! Wer es sagt, bekommt keine süße Speise bei Tisch."

Und sie steht auf und geht. Es ist am besten, denkt sie, wenn man solche unerhörte Unart nicht allzusehr beachtet, sonst wird sie nur noch schlimmer. Die Kleinen müssen von selbst auf andere Gedanken kommen.

Aber nein, den ganzen Tag über, bald laut, bald leise wird das verbotene Wort wiederholt. Es ist, als seien die Kinder von einem bösen Dämon besessen, der es ihnen, gegen ihren eigenen Willen, in den Mund legt.

Bei Tisch ertönt es in allen verschiedenen Tonarten, bald in triumphierendem Ton, bald in zärtlichem Flüsterstimmchen. Und daß Papa gerade abwesend und Großmama anwesend sein muß, die so empfindliche Nerven hat und ohne einen Schauder nichts Rohes, Gemeines ertragen kann — und nun erst bei den eigenen Enkelkindern!"

„Brüderchen", sagt die Mama endlich, „wenn du nicht sofort aufhörst, bekommst du Schläge."

Schläge haben die Kinder noch nie bekommen; sie wissen gar nicht recht, was das ist. Brüderchen möchte eigentlich gerne wissen, wie das tut; das verbotene Wort wird also noch einmal gesagt, und Mama steht vom Tische auf, den kleinen Missetäter an der Hand. Sie weiß selber auch nicht recht, wie man es zu machen hat und preßt die Zähne aufeinander. Ach, wäre doch nur Konstantin hier! Der geht jetzt bei Graf Donath fröhlich auf die Jagd, ohne zu ahnen, daß zu Hause eine Revolution in der Kinderstube ausgebrochen ist, und daß seine arme Frau beim bloßen Gedanken an die bevorstehende Strafvollziehung vor Angst, Mitleid und Grauen fast vergeht.

„Komm her, Brüderchen — nein, nicht so — dreh dich um — so" — und einige schlecht gezielte, sehr schwache, zitternde Klapse fallen auf den Teil von Brüderchens Rückseite, wo er am allerwenigsten empfindlich ist.

„Mehr, Mama, mehr!" schreit er: augenscheinlich findet er die Prozedur sehr spaßhaft. Mama treten die Tränen in die Augen; aber sie schlägt zu, bis ihr die rosige Handfläche wehe tut; dann hält sie erschöpft vor Scham und Betrübnis inne; noch nie, nie, hat sie eines ihrer Kinder geschlagen.

„Wirst du das Wort jetzt nie mehr sagen, — aber auch ganz gewiß nie mehr?“

Der kleine Sünder steht da, den Finger im Mund: er hat nun doch gemerkt, daß das hübsche Spiel ernst sein sollte. Dann erhebt er seine schönen grauen Augen vorwurfsvoll zur Mutter und sagt undeutlich, weil er den Finger immer noch im Munde hält: „Saukerl!“

Prinzessin Gotlinde zu Wolfenscheydt-Remsbach läßt verzweifelt die Arme sinken. Nun ist nichts mehr zu machen; ihre letzten Mittel sind erschöpft. Sie läßt ihren Sohn mitten im Zimmer stehen und kehrt, rot und zitternd vor Aufregung, zu Tisch zurück; dort schiebt sie ihren Teller mit der zartbraunen Maraschino-Creme weg und lehnt sich tief verstimmt zurück.

„Nun?“ fragt die Gräfin gespannt.

„Unsere Erziehungsprinzipien sind Luftblasen“, entgegnet die Tochter sarkastisch. „Ich habe heute einsehen gelernt, daß wir Eltern machtlos sind. Nicht einmal ein häßliches Wort können wir unseren Kindern verbieten.“

Unterdessen hat Schwesterlein dagesessen, schweigsam und ziemlich betreten, denn ihrer Drohung getreu, hat Mama verboten, daß die Kinder von der süßen Speise bekommen. Und Maraschino-Creme duftet so süß, so verlockend! Schwesterchen wird plötzlich sehr reuig; sie schlägt sich auf den Mund und sagt in dem Tone, den sie oft bei Mama gehört hat, wenn diese unzufrieden war mit ihr: „Böser Mund, nicht mehr „Saukerl“ sagen, nicht! Böser Mund!“

Wer könnte da länger zürnen? Jedenfalls nicht Mama. Eine leise, ganz leise Stimme, irgendwo in ihrem Gewissen, sagt ihr, daß sie unverzeihlich, inkonsequent und schwach ist — aber Schwesterchen erhält eine Portion Maraschino-Creme, und eine Weile herrscht Stille und Friede; auch nach Tisch, als die Geschwister wieder zusammenspielen. Mama hofft schon, die ganze fatale Angelegenheit zu vergessen, und der Glaube an ihre pädagogische Weisheit regt sich wieder zuversichtlicher. Da kommt Schwesterchen gelaufen, ein winziges Püppchen mit blonden Haaren, ihren besonderen Liebling, in der Hand: „Aber, Mama, zum Püppchen darf ich doch „Saukerl“ sagen, nicht wahr? Brüderchen sagt, ja.“

Der Abend ist endlich gekommen: Prinzessin Gotlinde ist tief dankbar dafür. Sie hat gesucht, die Kinder, ihre Mutter, sich selbst, auf jede mögliche Weise zu zerstreuen. Sie hat am Nachmittage einen größeren Spaziergang durchs Dorf und zu nahen Gutsfreunden mit der Gräfin gemacht, aber sie fühlt, das ominöse Wort steckt sie selber an; die fallenden Blätter lispeln es im Sterben, der Wind rauscht es ihr zu, es steht in riesengroßen Lettern am duftig-blauen Herbsthimmel geschrieben, an jeder Berglehne, auf jedem Weg, den sie gehen; es ist überall: in der Luft, in ihren eigenen Gedanken; sie

weiß nicht mehr, wo aus noch ein davor. Nächstens wird auch sie es leise vor sich hinsagen müssen: „Saukerl — Saukerl“ — oder in ihrer Verzweiflung es laut hinausschreien in die Luft. Die ganze Zeit über, während bei den Gutsnachbarn Tee genommen und über die traurigen Zustände in Rußland gesprochen wird, die Verheerungen in den Forsten durch den letzten Sturm, die Verlobung Mizzi Sanddorfs und die Versetzung General Böhms — die ganze Zeit über hört sie durch Alles das eine Wort hindurchklingen, und es packt sie zuweilen fast wie ein hysterisches Lachen, denn sie fühlt, daß sie es aussprechen muß, aussprechen, wenn auch nur, um die Wirkung zu sehen, die es hier, in diesem vornehmen feingebildeten Milieu hervorrufen würde. Sie ist ganz erschreckt über sich und die Entdeckungen, die sie macht. Scheu blickt sie sich um; geht es vielleicht allen diesen erwachsenen, schöngeputzten Menschen um sie her ebenso? Möchten sie, während sie sich Höflichkeiten sagen, sich vornehm und sittsam benehmen, vielleicht ganz heimlich ein jedes irgend etwas Verbotenes sagen — tun? Wer kann es wissen?

So geht sie nach Hause, so in ihre Kinderstube zurück. Noch oft wird es ausgesprochen, das Wort, von ihren Kleinen, beim Abendessen und beim Zubettgehen.

Doch nun sind sie ausgekleidet, und ein jedes in langem Nachthemdchen sitzt in seinem schneeweißen Bettchen. Wie engelrein und unschuldig, wie lieblich sehen sie aus! Erwartungsvoll blicken sie beide zur Türe: Nun muß Mama kommen, um ihnen Gutenacht zu sagen und mit ihnen zu beten. Da ist sie; hold und lieb, wie eben nur die eine Mama sein kann, und die kleinen Kinderkörperchen streben ihr, bebend vor Glück, entgegen.

„Ihr seid sehr, sehr unartig gewesen heute“, will sie eigentlich sagen. Aber sie kann nicht; so müde ist sie, so verwirrt von ihren eigenen Gedanken. Eine Weile lang wird stumm geliebkost und geküßt: alles Weh des Tages ist vergessen.

„Nun, Schwesterchen!“

Schwesterchen faltet die winzigen Hände, sieht auf ihre Fingerchen nieder und lispelt schlaftrunken ihr Verslein. Dann noch ein Kuß, das Köpfchen mit den flachsblonden Ringeln fällt in die weißen Kissen, die kleine Brust hebt ein tiefer, langgezogener Atemzug — und schon schläft die süße Kleine.

„Nun, Brüderchen!“

Brüderchen ist noch sehr wach. Seine graublauen Augen blicken ernsthaft und gedankenvoll. Auch er faltet die Hände und spricht sein Abendgebet, aber langsam, bedächtig, als steige ein jedes Wort aus seiner tiefsten Seele herauf. Dann seufzt er. Gewöhnlich fügt er noch ein paar Worte von sich aus hinzu, und so sagt er jetzt sehr ernst und innig: „Und, lieber Gott, mach doch, bitte, daß ich nicht mehr „Saukerl“ sage.“

Dann legt er sich tief erleichtert nieder, und bald schläft auch er, gleich seinem Schwesterchen, den rosigen Schlaf der Kindheit.

Die Mutter sitzt noch lange zwischen den beiden Bettchen und schaut die holden Schläfer an. Sie hatte schelten, Brüderchen noch einmal sein ganzes Unrecht eindringlich vorhalten wollen, sein böses Beispiel für Schwesterchen, die ganze Häßlichkeit grober und gewöhnlicher Ausdrücke . . . Aber jetzt wundert sie sich fast darüber, daß sie es tun wollte. Weshalb, wozu? War der Kleine nicht klüger als sie, und hat ihr selber den Weg gezeigt, wie man böse Dämonen los wird? Ihr ist, als verstehe sie ihre Kinder plötzlich besser seit heute, ja, sich selber, die ganze Menschheit — als sei sie älter, reifer geworden.

Nachdenklich sitzt sie da. Draußen öffnen die Sterne ihre goldenen Augen. Drinnen aber, friedlich atmend, liegen die beiden Kinder, ein Engelslächeln auf den halbgeöffneten Lippen. Mit diesem Lächeln werden sie morgen früh erwachen, und der heutige, flüchtige, garstige Traum wird vergessen sein . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Aber wo in aller Welt können sie es nur gehört haben?" frägt Prinzessin Gotlinde drei Tage später den zurückgekehrten Gemahl, dem sie die kleine Episode samt ihren daran geknüpften Betrachtungen erzählt hat. „Ich halte sie doch so ängstlich fern von allem!"

„Nun, das ist doch nicht so schwer zu erraten", meint er lächelnd; „dergleichen schwirrt in der Luft umher, und zudem geht Brüderlein täglich zu seinem Freund Paul in den Stall. Der wird wohl nicht immer sehr wählerisch in seinen Ausdrücken sein. Uebrigens sind ja die Kinder jetzt die leibhaftigen Engel."

„Ja, es ist wirklich, als seien mit jenem Wort alle bösen Geister der Kinderstube plötzlich für immer entflohen, wie wenn ein Gewitter die Luft gereinigt hat. So artig waren Brüderchen und Schwesterchen noch nie."

„Habe keine Sorge", erwidert er lachend. „Sie werden nicht immer so bleiben. Noch sind sie irdische Wesen, und sollen es, will's Gott, noch recht lange sein!"

Bücherschau.

An dieser Stelle verzeichnen wir diejenigen Schriften, welche ihrer charaktervollen Darstellung oder ihres belehrenden Inhaltes wegen wirklich lesenswert sind. Bedeutungslose Arbeiten erwähnen wir nicht mehr, behalten uns dagegen vor, hervorragende Bücher gelegentlich in ausführlichen Artikeln zu besprechen.

Zur Alkoholfrage. Graphische Tabellen mit Begleittext, bearbeitet von J. Stump, Lehrer am Seminar Hofwil in Zollikofen (Bern) und Robert Willenegger in Zürich, unter Mitwirkung einer großen Zahl schweizerischer und ausländischer Fachmänner (Prof. Dr. Aug. Forel in Yvorne; Prof. Dr. G. von Bunge in Basel u. a. m.).